

rot-graue blätter

internetschrift der  
pfadfinderschaft grauer reiter



004

Die Ausgabe Nummer 004 ist eine Wiederauflage des Buches „Karl Fischers Tat und Untergang“, das 1952 im Voggenreither Verlag, Bad Godesberg, erschienen ist. Diese Schrift ist ein Vorabdruck aus der Selbstbiografie des Verfasser „Werke und Taten“.



rot-graue blätter  
nummer 004

# Inhalt

Vorwort	5
Vorwort II	6
Karl Fischers Tat und Untergang	7

# Vorwort

Bei meinem Umzug im März ist mir beim Auspacken einer Bücherkiste ein kleines Buch zwischen die Finger gekommen: „Karl Fischers Tat und Untergang“ von Hans Blüher. Karl Fischer gilt als der Begründer der Wandervogelbewegung am Ende des 19. Jahrhunderts. Kurzenschlossen übernahm ich dieses Büchlein für die Reihe der rot-grauen blätter. Den ein oder anderen, der sich mit der Geschichte der Jugendbewegung beschäftigt, wird dieser Text sicher interessieren. Ob dieses Buch noch regulär im Buchhandel zu erwerben ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Wichtig für das bessere Verständnis sei folgender Hinweis: Das Vorwort, das ich mit übernommen habe, wurde 1951, zum 50-jährigen Bestehen des Wandervogels, geschrieben. Damals war Hans Blüher wohl einer der letzten, der noch aus der eigenen Erinnerung aus dieser Anfangszeit berichten konnte. All diese Zeitzeugen sind nun, nochmals gut 50 Jahre später, tot.

Eines wird in diesem Text immer wieder angerissen: Wie revolutionär damals das Aufkommen der Wandervogel-Bewegung war. Und beim Lesen dieses Textes stellt sich auch immer wieder die Frage, ob wir, die Erben dieser Jugendbewegung, immer noch diesen revolutionären Anspruch erheben können. Oder ob wir doch nur die letzten Ausläufer dieser Bewegung sind . . .

– die Schriftleitung –

# Vorwort II

*Im November 1951 wurde an verschiedenen Orten Deutschlands das fünfzigjährige Bestehen des „Wandervogels“ gefeiert, im besonderen in Berlin-Steglitz, wo um die Jahrhundertwende eine für die damaligen Zeitverhältnisse seltsame Bewegung entstanden war, die unter dem Namen „Wandervogel“ wie ein Sturm über die deutsche Jugend hinbrauste und eine echte Revolution der Jugend auslöste.*

*Hans Blüher, der gerade an seiner Selbstbiographie „Werke und Tage“ arbeitet, hat uns im Anschluß an diese Feiern das folgende Kapitel zur Verfügung gestellt.*

*Es erscheint dem Verlag wichtig, damit eine Schrift zu veröffentlichen, die sich mit dem alleinigen Gründer des „Wandervogels“, Karl Fischer, und seinem menschlichen Schicksal befaßt. Hans Blüher ist wohl allein derjenige, der heute noch aus lebendiger Erinnerung und eigener Anteilnahme Gültiges über die Zeit der Gründung des „Wandervogels“ und das tragische Schicksal Karl Fischers aussagen kann.*

*Gewiß ist Hans Blüher ein Gegner der bei den Gedenkfeierlichkeiten vertretenen Anschauungen, weil nach seiner Meinung das dort entworfene Bild vom „Wandervogel“ eine Totalfälschung des wahren Charakters dieses Aufbruchs der Jugend war.*

*Aus dem „Wandervogel“ der Gründerzeit, aus der einmaligen Tat Karl Fischers wuchs in wenigen Jahren die deutsche Jugendbewegung in ihrer Vielfalt, die 1913 zum Bekenntnis des Hohen Meißners führte, im ersten Weltkrieg scheinbar unterging, aber in lebendiger Fortsetzung des revolutionären Weges schließlich in der „Bündischen Jugend“ wieder auferstand.*

*Jungen Menschen von heute die Zeit des Aufbruchs der Jugendbewegung deutlich zu machen und den tragischen Lebensweg der Gründergestalt vor Augen zu führen, ist Sinn und Zweck dieser Abhandlung.*

*Heinrich Voggenreiter*

Die politische Revolution, in deren Zeichen das ausgehende wilhelminische Zeitalter stand, war nur der Sonderfall eines allgemeinen revolutionären Vorganges, in dem die Welt, ja die Natur selber, stand, und der auf allen Gebieten des Lebens sichtbar wurde. Man kann vielleicht von ihm sagen, daß er in Deutschland seinen besonderen Tiefgang hatte – an unserer Tiefe sind wir ja zugrunde gegangen; aber wir wollen dabei bleiben. Revolution gab es in der Dichtung, sogar in der höheren Prosa, Revolution in der Malerei – ich schrieb schon davon in dem Kapitel über Walt Laurent – Revolution in der Pädagogik (die Berthold Otto-Schule, die Bewegung „vom Kinde her“, Wynekens „Freie Schulgemeinde“), Revolution in der Musik, und sogar die physikalische Wissenschaft durchlebte revolutionäre Phasen, die noch heute nicht abgeschlossen sind. Und so gab es auch folgerichtig eine Revolution der Jugend, die zuerst den Namen „Wandervogel“ und später „Jugendbewegung“ trug. Wie sollte es auch anders sein . . . ?

Es war etwa ein Jahr nach dem zweiten Weltkrieg, da erschien bei mir ein Gelehrter aus Cambridge vom Fache der Litterarhistoriker – aber Privatmann Gott sei Dank – und trug mir das Folgende vor: er habe seit Jahrzehnten den Ablauf der Sprachentwicklung in den führenden europäischen Idiomen studiert und dabei festgestellt, daß in Deutschland, und nur im Deutschland der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, in der Prosasprache ein eigentümlicher, ziemlich plötzlich einsetzender Prozeß stattgefunden habe, den er etwa mit den Worten „Revolution der Sprache“ oder „Umbruch der Sprache“ umschreiben müsse, und der sich im Stil der betreffenden Autoren feststellen lasse. Es sei ein ganz eigentümliches Phänomen, das, wie er mir sagte, weder im Englischen noch im Französischen noch im Italienischen, seine Parallele habe. Nur in der deutschen Sprache habe sich das abgespielt, und das habe ihm zu denken gegeben. Er wolle daher ein Sammelwerk herausgeben, das etwa den Titel tragen solle: „Deutsche Prosa der letzten 50 Jahre“, und in dem er diese seine These an Hand der führenden deutschen Prosaiker beweisen wolle.

Mir kam dieser Gedanke des Herrn Dr. Bußmann – so hieß der Gelehrte – sehr vertraut vor, denn ich hatte ja schon das selbe an der Lyrik festgestellt und mein persönlicher Verkehr mit den Dichtern war Zeugnis davon. Es wunderte mich also nicht, was ich da hörte. Ich wunderte mich nur darüber, dass er mir das vortrug und fragte ihn, was er eigentlich von mir wolle. Darauf bekam ich die Antwort: „Weil Sie selbst an dieser Sprachrevolution beteiligt sind und sie mitgeschaffen haben!“

„Ich...?“ „Ja. Sie! Wundern Sie sich darüber . . . ?“ Bei dieser Frage merkte ich, daß ich mich tatsächlich nicht wunderte; denn wie sollte es anders sein?

Auf meine Frage nun, mit welchem meiner Bücher ich denn diesen revolutionären Schritt getan hätte, gab er mir die mich zunächst verblüffende Antwort: „Schon – ja am meisten – mit Ihrer Geschichte des deutschen Wandervogels.“

Ich war wirklich verblüfft, denn ich hatte mich daran gewöhnt, dieses Erstlingswerk fast wie eine Jugendsünde anzusehen und nannte es deshalb meine „Räuber“.

„Aber das ist ein Irrtum!“ sagte Dr. Bußmann, und dabei erinnerte ich mich, daß schon ein anderer Kenner der deutschen Litteratur, der Dichter Oskar Schirmer, gesagt hatte, mein ‚Wandervogel‘ gehöre der Deutschen Litteratur an und überlebe das Phänomen selbst; er enthielte die volle Wahrheit, weil er Dichtung sei – keineswegs Erdichtung natürlich.

Ich sagte zu Dr. Bußmann, daß mir das völlig neu sei und, so sehr ich über die Lyrik in dieser Hinsicht Bescheid wisse, so wenig hätte ich mich in der Prosa darüber zu orientieren vermocht.

„Natürlich nicht!“ meinte er, „und zwar aus dem selben Grunde, aus dem ein Fisch sich nicht darüber zu orientieren vermag, daß das Wasser naß ist. Sie sind eben Prosaiker, und die Sprache, die Sie führen, gehört der deutschen Litteratur an in ihrem Umbruch. Es gibt nicht allzu viele Autoren, an denen man das nachweisen kann, und man muß hier natürlich klipp und klar unterscheiden zwischen Bedarfsschriftstellern - die überhaupt nicht zählen und deshalb die erdrückende Majorität darstellen - und den echten Autoren, die die Sprache ihres Kulturkreises formen. Was ich aber von Ihnen will, ist nichts weiter, als die Erlaubnis, ein Kapitel aus Ihrem ‚Wandervogel‘ abdrucken zu dürfen“.

„Aber dann müssen Sie mir auch das Zeugnis ausstellen, daß ich von diesem Sprachvorgang, den Sie mir da erzählen und der mir einleuchtet, nicht das Geringste gewußt habe, als ich – mit 22 Jahren – den ‚Wandervogel‘ schrieb“.

„Wenn Sie etwas davon gewußt hätten“, sagte er lachend, „dann säße ich nicht hier, denn dann wäre es Ihnen mißlungen! Es gelang Ihnen aber, was Sie daraus ersehen können, daß es vor Ihrem ‚Wandervogel‘ nichts gegeben hat, als Fahrtenberichte und Zeitschriften, die keinen Menschen mehr interessieren: und nach Ihnen gab es nicht einen Einzigen, der Ihr Werk wiederholen oder ergänzen oder überhaupt schreiben konnte. Sie haben alles bis auf den letzten Rest für sich aufgebraucht und niemandem etwas übrig gelassen; denn niemand kann so darüber schreiben wie Sie, und man erkennt Sie an der ersten Zeile.“



Man sieht an diesem Beispiele wieder einmal, daß der Privatmann, vertreten hier durch Dr. Bußmann und Oskar Schirmer, viel geneigter ist, die geistigen Qualitäten seiner Umwelt anzuerkennen, als die in gesicherter Anstellung befindlichen Gelehrten; jene sind neidloser und wacher, haben Sinn für den Kampf des Geistigen gegen die Sicherheitsbedürfnisse des Bürgertums, diese aber plündern aus und verschweigen die Namen. Der Leerlauf ihres Gemütslebens erfordert das.

Aber noch etwas anderes hing meinem Jugendwerke an, was ich damals noch nicht übersah: es war nicht nur die allein gültige Geschichte des Wandervogels, sondern es hat selber Geschichte gemacht. Das ist so zu verstehen: ich gab ihr den Untertitel „Geschichte einer Jugendbewegung“ – dieses Wort habe ich irgendwo aufgelesen und dachte mir nicht viel dabei. In tausend und aber tausend Exemplaren verbreitete es sich, an den Lagerfeuern las man es vor, diskutierte darüber für und wider, und die Gemüter der Jugend wurden gewaltig erregt. „Ihr Buch hat wie eine Bombe eingeschlagen!“ schrieb man mir. Warum eigentlich? Hätte es nichts weiter enthalten, als eine litterarisch halbwegs gelungene Darstellung des Wachstumes, der Höhe und des Niederganges, so wäre der Ausdruck „Bombe“ ganz unangebracht gewesen. Aber es enthielt eine Tendenz, und dadurch allein wurde aus der bloßen Chronik Geschichte.

Diese aber lautete: Der Wandervogel ist eine revolutionäre Jugendbewegung, die sich gegen die Väterkultur und den Geist des Zeitalters zugunsten eines freien Standes der Jugend richtet. Da er kein Zweckverband war, sondern eine leidenschaftliche Bewegung der männlichen Jugend, Leidenschaft aber nie ohne Eros vorkommt, so ist er außerdem ein „erotisches Phänomen“. Da mochte man nun dafür oder dawider sein: diese Betrachtungsart war vollkommen neu, und in dem Augenblicke, da ihre schwerwiegenden Thesen überhaupt als mögliches Problem gesehen wurden, war jeder, der sie las, schon gefangen. Zur Jugendbewegung gehörte man einfach, wenn man diese und keine anderen Probleme als die eigentlich jugendlichen mit schlagendem Herzen für oder wider ernst nahm. Auf jeden Fall mußte jedes Mitglied der Bünde sein Bewußtsein verändern und ein Stockwerk aufbauen, und durch diesen geistigen Vorgang entstand die Jugendbewegung. Ein kluger Mann, der mein Werk darstellte, sprach sehr richtig von seinem „Resonanzgeheimnis“. Und niemand kann leugnen, daß erst durch meine Geschichte des Wandervogels, und keinen Augenblick früher, das Selbstbewußtsein der Jugendbewegung und damit diese selbst erzeugt worden ist.

Noch heute gibt es, wie ich festgestellt habe, reaktionäre Schuldirektoren und Oberlehrer, die den revolutionären Charakter des Wandervogels gegen sie

und ihren Typus ableugnen; vielmehr, so sagen sie, sei er eine lobenswerte Einrichtung „zum Zwecke“ billiger Ferienwanderungen, ein Spaziergehverein „zum Zwecke“ des Kennenlernens der Natur und der geschichtlichen Denkmäler unseres Volkes. Richtig! Das ist er, und so stehts auf seinen Programmen, und also muß es wohl so sein. Die allgemeine Blindheit der Oberlehrer für die Bedürfnisse der Jugend ist ja stadtbekannt, auch, wenn sie mit den Augen zwinkern und sagen, sie seien ja auch einmal jung gewesen; diese Blindheit reicht eben auch soweit, um das ausgesprochen Revolutionäre der Jugendbewegung, die ein Aufstand gegen sie war, zu leugnen.

Aber wer erinnert sich nicht daran, was geschah, wenn zu Zeiten ihrer unumstrittenen Allmacht so etwas entdeckt wurde, wie eine „Schülerverbindung“! Wenn da ein Dutzend Primaner, die Wonnen des Studentenlebens vorwegnehmend, sich heimlich in einer Kneipe trafen mit Mützen und Bändern, mit Bierkomment und Ehrenkodex durch ein paar stumpfe Mensurschläger symbolisiert: das war, als hätte die geheime Staatspolizei in einem deutschen Duodezfürstentum eine politische Verschwörergruppe entdeckt. Ohne jede Gnade, „um ein Exempel zu statuieren“, wurden die Rädelsführer mit Schimpf und Schande von der Schule gewiesen. Und sie hatten doch nichts weiter getan, als alberne Studentenmanieren vorzeitig imitiert.

Was aber geschah hier . . . ? Im Jahre 1901 wurde durch einen persönlichen Vertrauensakt zwischen dem Direktor Lück und Karl Fischer der Wandervogel gegründet. Und zwar lautete die entscheidende Formel, an der alles hing: „ohne Begleitung der Lehrer“. Diese Formel verschärfte sich später von allein und lautete, ohne ihren Inhalt zu verändern, von selbst „unter Ausschluß der Lehrer“. Denn in der Tat schloß der seinem Wesen treu gebliebene Wandervogel die eignen Fahrtgenossen aus, „wenn sie Oberlehrer wurden“. Dieser Vertrauensakt aber war ein Verstoß gegen die Schulgesetze, und damit fing es an. Keiner der beiden Vertragspartner hat sich dabei etwas Böses, will sagen etwas Revolutionäres gedacht. Aber elf Jahre später war die Frucht gereift. Im Jahre 1915 fand jene berühmt gewordene Tagung auf dem Hohen Meißner statt, bei der alle Jugendbünde vertreten waren, und der wesentliche Inhalt war eine magna carta juventutis. Die freigewordene Jugend erklärte, dass sie fortan nur noch nach eignen Gesetzen zu leben gedenke. Dieser Rütlichswur, der gehalten worden ist, war ein Fehdehandschuh gerade ins Gesicht der Oberlehrerkaste, die ratlos danebenstand und nur immer - lobte. Was sollte sie auch anders tun? Kein Schultyrann – und die gab es damals noch – konnte es sich leisten, „dagegen einzuschreiten“ und dieser offenen Verhöhnung ihrer pädagogischen Katastrophe entgegenzuwirken. Wandervogel und Jugendbewegung standen im Schutze ihrer ungeheuren Beliebtheit. Und da will man leugnen, daß es sich um eine echte und gelungene Revolution der Jugend handelte, fünf Jahre vor der von aller Welt verachteten politi-

schen in Deutschland! Die Jugend sagte: „Ihr mögt unsere Lehrer der Wissenschaft sein, dagegen können wir uns nicht wehren; aber unsere Erzieher seid ihr nicht! Das sind unsere Jugendführer, die wir lieben. Wie wir aber unser Leben zu führen haben, danach fragen wir euch nicht mehr, ihr – Angestellten!“

Hier war ein völlig sicheres Instinkturteil der Jugend wach geworden. „Wer mich bestrafen kann, der kann nicht mein Freund sein und hat nichts an unseren Lagerfeuern zu suchen“, – Ausnahmen einmal zugegeben, so aus Spaß, warum nicht...? - Und, was die „Liebe zur Jugend“ angeht, die der staatliche Oberlehrer haben muß, so ist das ein Berufserfordernis und weiter nichts. „Wir Jugend aber wollen die wirkliche Liebe mit allen Wagnissen, und finden sie auch – keine Onkelgefühle.“ So dachte die Jugend, und ihre Instinkte lagen so. Wer kann leugnen, daß sie damit Recht hatte ... ?

Aber wandte man mir nicht unklug ein: Du hast doch selbst in den ersten Kapiteln von „Werke und Tage“, aber auch schon im „Wandervogel“ eine wahre Aristie jenes herrlichen Lehrerkollegiums gesungen, das Robert Lück im ersten Jahrzehnt dieses Saeculums in Steglitz zusammengebracht hat. Ist das auch „Oberlehrgilde . . .“? Das waren doch die bestimmenden Gestalten deines eignen Lebens, die Pohl und Busch, die Gurlitt und Wolfrum, die Gorgas und Spindler, die Siegel und Lück und sogar der düstere Todt; und in deren Schatten, nein, im Lichte dieses einmaligen Gremiums ist doch der Wandervogel emporgewachsen! Das ist er, ja. Aber hier handelt es sich um einen einmaligen geschichtlichen Vorgang. Geschichte aber geht allemal durch einen Ausnahmezustand des Menschlichen hindurch. Es war nun einmal so. Der revolutionäre Beitrag wurde hier allein durch den Gegensatz zwischen Humanismus und Romantik heraufgeholt, der ja auch anderwärts wirksam ist und schon eine berühmte Lebensbahn hinter sich hat; „Romantik als Empörer“ nannte ich das. Dieses Ur-Ereignis der Jugendbewegung spielte sich hier und nirgendwo anders ab kraft dominierender geschichtlicher Willkür.

Das alles ist schwer zu verstehen und auch schwer auszudrücken. Die Persönlichkeit ist immer ausgenommen; sie kann und muß es sich leisten, sich etwas herauszunehmen. Wenn Max Pohl, der Singemeister, mit dem ich bis zu seinem Tode befreundet war (von Quinta an . . . !) mit auf Fahrt ging, so war er es halt, der das tat. Bei jedem anderen wäre es ein Fehler gewesen. Vielleicht sogar bei ihm. Wer Klüngel und Gilde ist, unterliegt dem Gesetz. Wer etwas ist, steht im Krafftelde der Freiheit.

Es war ein reiner Zufall, wenn man das Wenden des Schicksals so nennen darf, durch den ich hineingeriet. Ich schrieb schon, wie sehr ich darunter zu

leiden hatte, daß die Natur mir die Gabe des Zeichnens und Malens versagt hatte, und wie der Rest einer Anlage, die schließlich jeder Mensch, hat, in den Fängen eines barbarischen Zeichenunterrichtes unterging. Man kannte damals noch keinen besseren. Uns wurde ein gipsernes Ornament oder ein Kanarienvogel vor die Nase gesetzt, und nun hieß es, durch scharfes Hinsehen und Visieren mit dem Bleistift die Formen des Naturgegenstandes möglichst genau auf das Papier zu bringen. So wurde uns schon von Kindheit an ein neugieriges und zielendes Auge anezogen – damit man es im Leben zu etwas bringe – und die heilige Verbindung zwischen dem ehrfürchtig schauenden Auge und der Naturtiefe des Gegenstandes zerstört. Also gerade hart an der Kunst und der Schönheit vorbei. Man mußte schon eine starke Begabung sein, um das auszuhalten. Da nun aber mein Auge unersättlich an der Schönheit der Landschaft hing und sich bis auf den heutigen Tag durch nichts beruhigen ließ, so griff ich frühzeitig nach einem verzweifelten Mittel: ich wandte mich an die Photographie, die sich nun bei mir zu einer untröstlichen Leidenschaft entwickelte. Der Natur die Schönheit auf diesem Wege abzurufen, das, sagte ich mir, mußte auch gehen, wenigstens für uns Verkrüppelte. Und es ging. Bei der Herstellung von Landschaftsbildern bediente ich mich dabei eines umständlichen Verfahrens, das eben deswegen von der Industrie nicht erfaßt werden konnte, das aber den Höhepunkt künstlerischer Ausdrucksmöglichkeit erreicht. Es beruht auf der physikalischen Tatsache, daß gewöhnliches Gummi arabicum mit dem gelben Kalium bichromicum versetzt proportional mit der Stärke der Belichtung seine Löslichkeit im Wasser verliert und dabei hinzugefügte dunkle Aquarellfarben in dieses Verhängnis mit einbezieht; es entsteht so ein optischer Effekt. Aus diesem Grunde heißt das Verfahren Gummidruck und wird, heute mehr denn je, nur von geduldigen Liebhabern ausgeführt, die, wie ich, an der Grenze zwischen Photographie und Malerei stehen. In meinem Zimmer hängen noch heute einige märkische Landschaften, die auf den ersten Blick für Radierungen oder sonst etwas, jedenfalls für Produkte der Malerkunst gehalten werden. Mit diesem kleinen Handwerk des Gummidrucks habe ich viele Tage meines Lebens verbracht, das in Bezug auf die Malerei so sehr des Trostes bedurfte.

Ganz anders und für seine Art sehr viel glücklicher war da mein Klassenkamerad Walla Riedorf gebaut; Walla ist die hier sehr angebrachte Verbalhornung des märkischen Heldenamens Waldemar. Der hatte gleich mir zu Weihnachten eine Kamera geschenkt bekommen, eine von den schweren Apparaten, wie man sie damals trug, und die Schopenhauer „eine Maschine“ genannt haben würde. Die photographische Leidenschaft war das einzige, was mich mit diesem Knaben verband, weshalb ich ihn auch Kameraden und nicht Freund nenne. Aber Wallas Begeisterung für die Lichtbildkunst war ganz anderer Art, als die meinige. Ihm kam es auf die Richtigkeit an. Er war stolz darauf, wenn er mit seiner funkelneuen Kamera, die er jeden Tag

sorgsam putzte, etwas ganz genau getroffen hatte, wenn es „scharf“ war; so, wenn man bei einer Häuserreihe die Hausnummern genau erkennen konnte. Seine Bilder mussten so sein, wie die von Anton v. Werner, den man im wilhelminischen Zeitalter für einen großen Maler hielt, weil er große Gegenstände malte, und weil man da auch die Regimentsnummern stürmender Bataillone auf den Achselklappen erkennen konnte.

Eines frühen Morgens nun gingen wir zusammen mit unseren Apparaten in den Grunewald zur Jagd auf landschaftliche Motive. Es sei heute kein gutes Wetter zum Photographieren, meinte er. So . . . ? dachte ich bei mir und sagte es auch, denn mir fiel ein, daß doch eigentlich jedes Wetter gut sei, eine Meinung, die man erst bei drohendem Alter verliert.

„Nee“, meinte er, „das stimmt nicht. Die Sonne muß links hinter mir stehen und klar sein, ohne Nebel, sonst wird alles unscharf . . .“ „Na, und wenn sie nun gerade vor mir steht vom Morgennebel umschleiert und über eine dunstige Waldwiese heraufkommt...?“ „Denn kannst du nicht photographieren, denn da ist Jejenlicht, und bei Jejenlicht kannst du nicht photographieren, weil dann allens unscharf wird.“

Der Bengel berlinerte entsetzlich. Da war nun nichts zu machen, und er sparte auch seine Platten. Ich aber photographierte gerade und gegen das Licht, und so entstand eine Landschaft, die mich beglückte. Walla schüttelte den Kopf. Was aber damals in mir hochkam, das regte sich überall; es war die künstlerische Landschaftsphotographie, eine Form der Romantik, die meine Jugend begeisterte. Man sah sie überall aufkommen, es gab eines Tages sogar Kunstausstellungen solcher Art, und man kann das wohl auch als ein Stück Revolution bezeichnen, eine Revolte des Natürlichen gegen das Richtige.

Aber der Spaziergang hatte Schicksalsfolgen. Als ich mich an jenem mißratenen Vormittage, an dem „die Weltanschauungen aufeinanderplatzten“, von Walla verabschiedete, wurde er auf einmal geheimnisvoll, was ihm sonst so gar nicht lag, und meinte: wenn ich versessen auf Landschaften sei, ob ich da nicht Lust hätte, mich einem geheimen Schülerbunde anzuschließen, der immer große Touren „hier in der Jejend“ mache, manchmal sogar über Nacht, und wo ich denn gut knipsen könne; denn, wenn jemand knipsen wolle, dann würde angehalten.

Es „knipste“ sich nun damals nicht so leicht wie heute, wo das nur einen Griff in die Westentasche kostet, sondern das Aufstellen jener ungefügen Apparate auf den dreifachen Stativen, das Einstellen unter dem schwarzen Tuch und andere Manipulationen fraßen jedesmal ein Loch in die Zeit.

Ich fragte, was denn das für ein Bund sei? „Ja, das darfst du aber nicht weiter erzählen, sonst, wenn das der Alte (Lüdk) erfährt, dann werden wir vielleicht geschätzt und fliegen von der Penne wegen geheimer Schülerverbindung.“ „So . . . ?“ „Also, wenn du willst, dann sprich ich mal mit Karl Fischer, der ist der Führer.“ „Na gut, tu das man . . .“, sagte ich nur halb interessiert, und dann trennten wir uns.

Ich hatte das alles fast schon wieder vergessen, als nach etwa einer Woche Walla wieder ankam und sagte: ja, er habe mit Fischer gesprochen; ich solle nur kommen. Ich brauche zwei Zeugen, die sich für meinen Charakter verbürgen, und müsse nachweisen, daß ich schwimmen könne. Sonnabend abends gegen 7 Uhr Sedanstr. 43. Gut. Ich fragte noch, ob der geheime Schülerbund denn einen Namen trage? Ja: „Wandervogel“ – „Wandervogel . . .“ – seltsam, aber das klang gut. Inzwischen erkundigte ich mich bei meinem Freunde Antinoos, ob er etwas vom „Wandervogel“ gehört habe. Ja. Und woher der Name komme? Auch das wußte er, denn er kenne jemanden, der immer mitmache. Man habe nicht gewußt, wie man sich nennen solle, und eines Sonntags, ganz in der Frühe, als man in den Grunewald wollte, habe man an der alten Kirche in Dahlem haltgemacht. Damals rauchten noch die Misthaufen auf den Feldern. Und links neben der Eingangstür läge ein Grabstein, auf dem stand:

WER HAT EUCH WANDERVÖGELN  
DIE WISSENSCHAFT GESCHENKT,  
DAß IHR AUF LAND UND MEEREN  
DIE FLÜGEL SICHER LENKT,  
DAß IHR DIE ALTE PALME  
IM SÜDEN NICHT VERFEHLT,  
DAß IHR DIE ALTE LINDE  
IM NORDEN WIEDER WÄHLT?

Man sei in die Betrachtung dieser Verse versunken gewesen, und da habe Wolf Meyen, der Urbachant, plötzlich gerufen: „Also nennen wir uns doch ‘Wandervogel’!“ „Heil!“ habe es geklungen, und damit war der Bund getauft. Ich habe mir später die Sache von meinem Freunde Wolf Meyen bestätigen lassen, und noch heute kann man den alten Grabstein links neben der Eingangstür sehen. Was doch die Toten alles anrichten können!

Ich fand mich pünktlich 7 Uhr abends in Steglitz, Sedanstr. 45 ein. Schon auf der Treppe hörte ich verhaltenen Gesang, dazu den Klang eines Instrumentes, das ich noch nie gehört hatte: einer Gitarre. Ich blieb einen Augenblick stehen und hörte Eichendorffs Lied:

„ADE IN DIE LÄNG' UND BREITE  
O PRAG,  
WIR ZIEHN IN DIE WEITE.  
ET HABEAT BONAM PACEM  
QUI SEDET POST FORNACEM.  
NUN WEHT SCHON  
DURCH DIE WÄLDER  
DER KALTE BOREAS . . .“

Ich klingelte schüchtern, und ein Schulkamerad öffnete mir. In der qualmigen Studentenbude saßen und hockten sie durcheinander, die alten Burschen und Bachanten nebst einigen Füchsen; da war Hans Breuer, der spätere Verfasser des „Zupfgeigenhansels“, Wolf Meyen, Mäcke Preuss, Dora Krüger (kein Mädchen natürlich), Hermann Bauer, der sich später um eines Mädchens willen erschoss, Bruno Thiede, Richard Weber, Siegfried Copalle, die drei späteren Abtrünnigen, und einige mehr. Im Hintergrunde saß ein Mann mit einem Spitzbart und der Gitarre auf den Knien: Karl Fischer. Ich sage „Mann“, denn so wirkte er auf uns; in Wirklichkeit war er ein Jüngling von 21 Jahren; er hieß mit seinem Titel: der Oberbachant.

Ich wurde vorgestellt und mit „Heil!“ begrüßt. Nachdem man mich in ein Gespräch verwickelt hatte, aus dem man ersehen wollte, ob ich würdig sei, aufgenommen zu werden und nachdem man mich über Sinn und Ziele des Wandervogels aufgeklärt hatte, schritt man zum Vollzuge der feierlichen Handlung.

„Willst du“, sprach Karl Fischer mit kultischem Ernst, „nachdem du erfahren hast, wer wir sind und was wir wollen, angehören als Fuchs zunächst, dem löblichen Stande der Fahrenden Schüler?“ „Ja, das will ich!“

„Willst du Treue geloben dem Stande, der den Namen Wandervogel trägt und Gehorsam leisten dem Oberbachanten, den Bachanten und Burschen, die über dich gesetzt sind, soweit dein Gewissen es zuläßt, so sage laut und vernehmlich: Ja, das will ich!“ „Ja, das will ich!“

„Habt ihr das alle gehört?“ fragte er die Anwesenden. „Ja, wir haben gehört!“ klang es deutlich wieder.

Darauf folgte der Handschlag des Oberbachanten, der mich mit den Worten entließ: „Damit bist du aufgenommen in den löblichen Stand der Fahrenden Schüler und du hast das Recht, mich, den Oberbachanten, und alle unter mir, die Bachanten und Burschen, mit dem brüderlichen ‚Du‘ anzureden.“ An diesem Tage begann das Glück meiner Jugend.

Ich erhielt die Nummer 55 des „Scholarenbuches“, was aber praktisch soviel bedeutete, als etwa 15, denn viele ältere Nummern galten nur honoris causa, der Wandervogel selbst war ja als Institution erst ein paar Monate alt, und solche Leute wie Walla Riesdorf galten überhaupt nicht.

Es stellte sich übrigens heraus, daß von der Geheimniskrämerei, von der Walla mir erzählt hatte, nichts mehr übrig war. Das entscheidende Gespräch zwischen Robert Lück und Karl Fischer mit der grundlegenden Formel „ohne Beteiligung der Lehrer“ hatte bereits stattgefunden, und der Wandervogel war zu einer erlaubten Sache geworden, – ein Gespräch und eine Abmachung, die über das Schicksal der deutschen Jugend entschieden hatte.

KARL FISCHER

Wer war dieser seltsame Mann, der mir da den Eid auf seine Person abgenommen hatte? Ich sah und erlebte, wie man ihm gehorchte, und wie dieser Gehorsam als Pflicht und Ehre angesehen wurde. Woher kam das? Die Lauterkeit seiner Person, die fast aggressive Ehrenhaftigkeit seines Charakters ist nur die Voraussetzung; der Grund aber für die Gefolgschaftstreue lag darin, daß hier jemand sein ganzes Leben für eine Sache hingab und jeder Zweifel daran den eignen Charakter mit Untergang bedrohte. Hier liegt das Geheimnis des Führertums verborgen, das in späterer Zeit soviel Aufsehen erregen sollte, besonders in jenem bekannten Falle, in dem der Charakter auf das radikal Böse hinauslief. Bei Karl Fischer aber lag es so, daß ein Mann das gesamte für ihn selbst noch unbewusste Phänomen der Jugendbewegung auf seine Schultern genommen hatte und es darauf ankommen ließ, daran zugrunde zu gehn.

Karl Fischer war Schüler des Steglitzer Gymnasiums gewesen und es machte ihm Schwierigkeiten, es eines Tages nicht mehr zu sein. Man hatte es seit langem Sitte und Brauch werden lassen, nur denjenigen Schülern die mündliche Prüfung zum Abiturium zuzugestehen, die die Gewähr dafür boten, es auch zu bestehen. Auf diese Weise war das mündliche Examen, früher der Schrecken aller Abiturienten, fast zu einer Formalität geworden. Aber prinzipiell – denn der strenge Herr Schulrat saß dabei – bestand immerhin noch die Möglichkeit, durchzufallen. Und diese ließ sich der Oberprimaner Karl Fischer nicht entgehen, sondern benutzte sie und fiel tatsächlich durch. Das Geheimnis davon, wie er das bei dem absoluten Wohlwollen aller Lehrer zustande brachte, hat er mit ins Grab genommen. Es war der erste und einzige Fall in den Annalen der Schule. Man sollte nun meinen, das Übrige würde den natürlichen Ablauf genommen haben, so daß niemand außer ihm selber sich um den bedauernswerten Kandidaten kümmerte. Aber da kannte man den alten Lück schlecht. Er hatte längst den überragenden Wert seines Schülers erkannt und wollte sich nicht durch eine Laune des Schicksals überrennen lassen. Darum nahm er eiligst Stock und Hut, stieg die drei Treppen des



Mietshauses Sedanstr. 45 hinauf und ließ sich bei den Eltern melden. Diese waren, wie sich's versteht, aufs Höchste überrascht. Der Vater war städtischer Geometer und ein würdiger Herr, der seinen Sohn achtete, die Mutter eine hochgewachsene Dame von unendlicher Güte, die von ihrem Sohn bis zu ihrem Tode mit einer Liebe umfangen wurde, wie sie nur Söhne haben, die sonst keine andre Frau zu lieben vermögen. Der Direktor setzte den Eltern auseinander, daß dieser unerwartete Fehlschlag nichts mit dem Werte ihres Sohnes zu tun habe, vielmehr sei das eben eine Tücke des Schicksals, wie sie dem gebrechlichen Menschengeschlechte nun einmal auferlegt sei. Ob sie etwa deshalb den Sohn so kurz vor der Erreichung eines mühevollen Zieles von der Schule nehmen wollten . . . ? Nein, das sei nicht ihre Absicht. Nun gut, darüber habe er sich nur vergewissern wollen und das sei der Sinn seines Besuches. Andernfalls hätte er vorschlagen wollen, das Schulgeld niederzuschlagen, was ihm als Direktor durchaus möglich sei. Nein, das alles sei nicht nötig, man würde schon sehen, wie man durchkäme. Und damit war der ehrenhafte Besuch beendet, eine Tat, die Robert Lücks und Karl Fischers in gleicher Weise würdig war.

Fischer studierte Jura; er hatte vor, die Dragomankarriere einzuschlagen und plante, später nach Ostasien zu gehen. Aus diesem Grunde lernte er Chinesisch.

Inzwischen aber passierten die erregenden Taten in der Vorgeschichte des Wandervogels. Aus heiler Haut heraus hatte er mit einigen Freunden eine Fahrt in den Böhmerwald gemacht, schon ganz im Stil der Fahrenden Schüler, und diese große Reise wirkte wie eine Initialzündung für den späteren Wandervogel. Sollte man, so sagte sich Fischer, solch ein Erlebnis für sich behalten, es vielleicht einmal heimlich wiederholen, wenn's keiner merkt, auch die Schule nicht, gegen deren Gesetze es auf die Dauer wäre, oder sollte man die ganze deutsche Jugend zu solchem Fahrtenwesen entflammen? Um aber das zu tun, und das allein schien ihm seiner würdig, bedurfte es der Einwilligung des Direktors. Denn Schülerverbindungen waren verboten. Was hier aber gegründet werden sollte, das war, man mochte es drehen und wenden, wie man wollte, eine Schülerverbindung. Es handelte sich also darum, in einem Antrag an den Direktor des Steglitzer Gymnasiums die Genehmigung, zu Schülerfahrten unter Führung von Studenten und älteren Schülern zu erwirken „ohne Beteiligung von Lehrern“.

Diese vier Worte waren entscheidend und, ob man sie schluckte, davon allein hing das Schicksal des Wandervogels und der späteren Jugendbewegung ab. Wäre das Wort „Jugendbewegung“, das es damals noch nicht gab, ausgesprochen worden, so wäre die Ablehnung sicher gewesen, denn in diesem Wort lag der Begriff der Revolution quasi als ein analytisches Urteil

enthalten. Was für ein Glück für die Jugend, daß dieses Wort erst kam, als es schon zu spät war, die Bewegung zu unterdrücken!

Lück und das Lehrerkollegium sagten zu. Man muß sich darüber klar sein, was Lück damit tat. Das Schulgesetz sagte unzweideutig: Schülerverbindungen ohne Aufsicht der Lehrer sind verboten. Der Wandervogel aber war zweifellos eine solche Schülerverbindung, die mit ihrem Programm „ohne Beteiligung der Lehrer“ diesen Charakter auf die Spitze trieb. Also hätte der Wandervogel verboten werden müssen. Lück aber erlaubte ihn, weil er Karl Fischer vertraute. Was ist das für eine Tat? Lück, der den Eid auf das Gesetz geleistet hatte – durch den Eid auf den König – war durch ihn gebunden; aber er beging aus Freiheit eine Tat, weil er sie verantworten konnte. Dieses Tun ist altes Preußen.

Graf v. Schlieffen berichtet in seinem Generalstabswerk über die Feldzüge Preußens gegen die deutschen Mittelstaaten 1866, daß ausdrückliche und eindeutige Befehle des Königs selbst aus Berlin von den verantwortlichen Armeeführern auf dem hannoverschen und hessischen Kriegsschauplatz nicht oder nur modifiziert ausgeführt worden sind, weil die Lage in Berlin eben anders aussah, als in Hessen und Hannover. Und man hat gesiegt. So sah die Lage in Bezug auf das Schulgesetz eben anders aus, wenn es sich um Karl Fischer und Robert Lüde handelte. Auch hier wurde gesiegt.

Durch alle Verquerungen, an denen der alte ehrwürdige Herr litt, strahlt hier die Freiheit der überlegenen Person hindurch.

Karl Fischer aber, der, als Monarchist, Preuße und Rechtskundiger sehr wohl wußte, was hier geschehen war, tat alles, um das in seine Person gesetzte Vertrauen nicht zu brechen. Für Ereignisse, die über seinen und Lücks Kopf hinweg wuchsen, konnte er nichts. Dabei kam er in die merkwürdigsten Verlegenheiten. Er hatte seine liebe Not mit seinen „wilden“ Bachanten, besonders Thiede, Breuer und Wolf Meyen, die mit Vorliebe in die Kaschemmen gingen und sich mit den Landstreichern verbrüderten. Damals kam ein ganzer Kunden-Jargon von den Landstraßen und den Herbergen zur Heimat her auf; das war Zeitgeschmack, und Wolfgang Kirchbach, ein damals bekannter, aber nicht sehr bedeutender Journalist, verfasste ein Buch darüber; Kirchbachs Sohn aber war im Wandervogel und der Vater im Aufsichtsrat. Gegen diese anstößige Richtung mußte Fischer, obwohl selbst heimlich dazu neigend, bremsend einschreiten. Und was erfand er? Er ließ Mützen und Bänder in den Farben Grün-Rot-Gold herrichten, die Bachanten trugen Stürmer, ja, mit stumpfen Schlägern, Glocke und Korb wurde umgegangen. Die Steglitzer Lehrerschaft schlug die Hände über dem Kopf zusammen: das war ja reines Studentenwesen! Aber es ging noch einmal gut ab, man weiß nicht recht, wie. Der Wandervogel hatte eben Glück.

Eines Tages kam Wolfrum, der Pythagoräer, auf mich zu, faßte mich am Jackenknopfloch und fragte mit seinen braunen Augen, die vergeblich versuchten herrisch, zu sein: „Was haben Sie denn da . . . ?“

„Unsere Wandervogelschnur, Herr Professor.“ – „Geben Sie mir die mal her; Sie kriegen sie morgen wieder.“

Er ging damit zum Direktor, aber nicht, um mich zu denunzieren, sondern um zu beraten, denn man fühlte irgendwie, daß man in einer Patsche saß. Am nächsten Tage winkte er mich heran: „Da haben Sie Ihre Schnur wieder! Aber hören Sie: tragen Sie sie nicht in der Schule, das macht böses Blut. Draußen können Sie damit machen, was Sie wollen.“

Die Sache mit dem Farbentragen war den Lehrern doch etwas an die Nieren gegangen, und Lüde, taktisch überlegen, hatte zwei seiner Kollegen gebeten, doch in die Aufsichtsräte der beiden Wandervogelbünde einzutreten und wenigstens den Schein zu wahren, daß die rapide wachsende Bewegung halt eben doch nicht so ganz „ohne Beteiligung der Lehrer“ sei. So ging das taktische Geplänkel zwischen Autorität und Revolution hin und her.

Karl Fischer war ein ausgesprochen starrer Charakter, der durch sein bloßes Dasein Forderungen stellte. Und da man nie wußte, worauf sie sich bezogen und ob man nicht gar von ihm im ganzen Ausmaße der Natur in Frage gestellt wurde, so war er ein durchaus ungemütlicher Herr. Seine Gegenwart konnte lähmend wirken, auch wenn er noch so gut Gitarre spielte und alle Studentenlieder auswendig wußte. Aber das eben gerade war es, das Gefühl für seine richtende Integrität, die ihn zum Vollzieher eines Jugendschicksals stempelte und wodurch er sich Respekt verschaffte. Ich war ungern mit ihm zusammen, und seine wilden Bachanten sagten mir mehr zu. Aber nie stand es weder für mich noch für die andern in Frage, wem man zu gehorchen hatte.

Er muß unter einem günstigen Aspekt gestanden haben, als ihm seine ersten gründenden Schläge gelangen. Durch sie allein waren Wandervogel und Jugendbewegung möglich.

Aber das Gestirn verließ ihn, als es sich darum handelte, ein wichtiges Geschichtsgebot zu erfüllen. Ich sage deswegen Gebot und nicht Gesetz, weil es bisher noch nie erfüllt worden ist; trotzdem aber gilt es. Es lautet so: ein Herrscher soll, wenn sein Reich eine bestimmte Größe erreicht hat, so daß er es nicht mehr allein übersehen kann, die Regierungsgewalt in einem bestimmten Maße mit einer von ihm selber einberufenen Volksvertretung teilen. Es entsteht dadurch die zweifellos günstigste Staatsform, die es bisher gegeben hat, die konstitutionelle Monarchie. Fischer hätte einen über ganz

Deutschland verteilten Bachantenrat einberufen sollen, um das Aufkommen der Demokratie zu verhindern.

In der uns bekannten Geschichte geschieht das niemals freiwillig, sondern es geht immer um den Kopf des Königs, der manchmal fällt, wie in England und Frankreich, der aber auch erhalten bleiben kann, wenn der König einen Kompromiß schließt und den Eid auf die Verfassung leistet. Das geschah in Preußen im Jahre 1848. Es ist ja aber durchaus zu bedenken, daß das Wort Demokratie geschichtlich einen sehr verschiedenen Inhalt hat, je nachdem aus welchem tatsächlichen Motiv heraus sie geboren wird. Man darf es daher nicht wahllos gebrauchen, ohne vorher von Fall zu Fall die Unterschiede in Kauf zu nehmen, die bis zum Grundsätzlichen gehen. Die Demokratie der griechischen Polis wurde meist blutig errungen im Kampf gegen die Tyrannis. Immer aber blieb der Respekt vor den Stadtgöttern übrig, und keine hellenische Polis hat die Bindung des Staates an dessen sakrale Substanz aufgegeben, sogar das total verloddete, nachperikleische Athen nicht. Rom ist niemals Demokratie gewesen. Seine drei Geschichtsabschnitte reden eine sehr deutliche Sprache. Es wurde von Königen gegründet.

Die republikanische Zeit ist durch die Formel S.P.Q.R. gekennzeichnet. Senat und Volk von Rom geben ihre Willensentscheidung kund. Die Kaiserzeit spricht für sich selbst und durch das Wort Caesar; wobei man bedenken muß, daß alle römischen Kaiser sich als Vollzieher des Gesamtwillens begriffen und formal die republikanische Verfassung niemals aufgehoben haben. Das wurde erst in Byzanz anders. Unter den modernen Demokratien ist es nur Amerika, dessen Verfassung aus dem freien Willen freier Männer, aber aus einer konkreten Situation heraus, geschaffen wurde. Die Doktrin vom „contrat social“ war hierfür nicht das Rezept, denn diese kam hinterher erst in Frankreich auf; die Not vielmehr und damit die natürliche Notwendigkeit geboten es. Die Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonien wurde durch Krieg erkämpft. Die europäischen Demokratien aber entstanden ausnahmslos durch Blut und Eisen im Kampfe gegen das Königtum. Die Schweiz, Frankreich und England haben jedes in seiner Art ihre besondere Demokratie, wobei die englische sogar das Königtum als wichtige Einrichtung beibehielt. Die deutsche Demokratie dagegen fällt gänzlich aus jedem geschichtlichen Rahmen; sie ist nur das Produkt der Niederlage und wurde vom Feinde oktroyiert.

Es fehlt ihr daher das entscheidende Merkmal der geschichtlichen Befugnis. Aus diesem Grunde wird sie auch von den westlichen Gegnern nicht als gleichberechtigt anerkannt; denn es ist um sie nicht gekämpft worden. Die Überzeugungen der doktrinären Demokraten, wonach die Demokratie diejenige Staatsform sei, auf die der Weltgeist es sozusagen abgesehen habe,

sind natürlich Hirngespinnste – „Professorenmarotten“ würde Bismarck sagen; nur Besiegte glauben daran.

Als Parole aber gegen die Diktatur von Gewaltmenschen ist sie ein vorzügliches Mittel, und man kann daher in kritischen Zeiten zuverlässig demokratisch handeln – durch Stimmabgabe - ohne deshalb in der Substanz Demokrat zu sein. Denn dieser zerfahrene Begriff hat sich, wie eine kurze Überlegung klar macht, als eine unhaltbare Doktrin herausgestellt. Durch den Stimmzettel können wohl die gerade gegenwärtigen Wünsche des Volkes - das hier immer linkes Volk ist – festgestellt werden, nie aber der objektive geschichtliche Wille des Volkes; denn den weiß es selber nicht.

Ob es um Nüsse geht oder um Königskronen: jenes Gebot bleibt immer das gleiche. Man hat den späteren Bündeln der Jugendbewegung den Vorwurf gemacht, daß sie im Zeichen einer ungehemmten Demokratie zerflatterten und zerfuhren und so Einbuße erlitten an Stoßkraft und Willen. Das kam daher, daß damals in der entscheidenden Zeit, als die Bünde unaufhaltsam aus dem Boden wuchsen, das Gebot nicht befolgt worden ist.

Karl Fischer hat das Aufkommen demagogischer Kräfte geduldet, durch die ein Absinken der Elite zu Gunsten der Masse geschah. Er hatte gefährliche Gegner und ahnte es nicht, weil er sich nicht vorzustellen vermochte, daß man an einem Treuegelübde deuteln und rütteln könnte.

Aber da hatte er mit geradezu wilhelminischer Vertrauensseligkeit einen Mann in den Bachantenstand erhoben, der seiner ganzen Natur nach das Gegenteil wollen mußte wie er. Er hieß Friese, Hermann Friese, Kunstleder en gros und en detail. Sonst kein unsympathischer Mensch, stellte er sich auf den Standpunkt: die Menge macht's; und seine Art, Reklame für den Wandervogel zu treiben, unterschied sich in nichts von dem, was alle Kaufleute tun, um ihre Ware anzupreisen. Mit dem Motto „Stillstand ist Rückschritt“ holte er die Berliner männliche Jugend heran und begeisterte sie in seiner Art, die einem Tingeltangel glich. Durch diese Mißachtung der Charakterqualität zugunsten der Zahl brachte er frühzeitig ein erhebliches Sinken des Niveaus zustande, so daß man ihn wohl als einen der größten Schädlinge für die Sache der Jugendbewegung bezeichnen muß. Er leierte die Eidesformel bei der Neuaufnahme herunter, wie als ob das so gar nichts wäre. Hier rächte es sich bereits, dass Fischer nicht für die ersten Jahre des Aufstieges die Werbung auf die Gymnasien beschränkt hatte, so daß eine durchgebildete Elite zustande gekommen wäre. Statt dessen flutete nun die ganze Misere des Berliner Koofmichstandes in den Bund hinein, und es war immer sehr komisch mit anzuhören, was für ein Latein aus jenen Mündern quoll, wenn man in feierlicher Stunde das horazische „Integer vitae“ sang.

Der andere für Fischers aristokratische Gesinnung gefährliche Helfer war ein gewisser Anklam, eine wahre Thersitesfigur. Er stammte aus kleinen Verhältnissen, hatte die Realschule besucht und studierte neue Philologie und Germanistik. Er wollte es bald zu etwas bringen. Seine äußere Erscheinung war so, daß ich mich ihm ungerne näherte; wenn er auf Fahrt ging und in Kluff erschien, so sah er aus wie ein Salontiroler, so fremd war diesem kleinen Schildbürger die Kleidung des fahrenden Scholaren. Es war schwer zu begreifen, wie so jemand überhaupt von der Jugend als „Bachant“ ernst genommen werden konnte, und die Sang- und Klanglosigkeit seiner Fahrten wurde allmählich sprichwörtlich. Von ihm galt, was Otto Erich Hartleben einmal gesungen hat:

DIE JUBELND NIE DEN  
ÜBERSCHÄUMTEN BECHER  
GEHOBEN IN DER HEILIGEN  
MITTERNACHT,  
UND DENEN NIE EIN DUNKLES MÄDCHENAUGE  
ZUR SÜNDE LOCKEND SPRÜHEND ZUGELACHT –

DIE NIE DEN ERNSTEN TAND  
DER WELT VERGABEN  
UND FREUDIG NIE DEM STRUDEL SICH VERTRAUT -  
O SIE SIND KLUG, SIE BRINGENS WEIT IM LEBEN . . .  
ICH KANN NICHT SAGEN, WIE MIR DAVOR GRAUT!

Gab er einem seine kalte unmuskulöse Hand, die blauangelaufen war, so ward einem zumute, als ob ein Frosch einen begrüßte; er sah einen nie richtig an, sondern blickte mit seinen trüben Augen gleich woanders hin. Seine Reden und Ansichten, die er mit lascher Stimme, fortwährend von kurzem Hüsteln unterbrochen, vortrug, gingen allemal nach dem Schema „Ja – aber“. „Ich bin sehr für Auslandsreisen, und warum soll nicht einmal eine Horde nach Italien wandern, aber man bedenke doch, daß wir erst einmal unser eignes Vaterland kennenlernen sollten, ehe wir dazu reif sind, ins Ausland zu gehen. Und, was die Hauptsache ist: was werden die Schulbehörden dazu sagen . . . ? Ich bin sehr für Scheffels Rodensteiner Sauflieder, aber man bedenke doch, was passieren könnte, wenn das jemand, der uns übel will, hört und uns denunziert . . . Ich bin nicht prüde, und mir ist der nackte menschliche Körper Gegenstand der Ehrfurcht und Bewunderung – Sakra! wenn man dabei an seinen dachte! – aber es darf doch nicht wieder vorkommen, daß in der Havel ohne Badehosen gebadet wird. Eine einzige polizeiliche Anzeige kann uns das Verbot kosten . . .“ So verliefen alle seine Reden und besonders den steten Refrain „was werden die Behörden dazu sagen . . . ?“ konnte man erwarten, wie das Amen in der Kirche.

Aber hier lag eben der Knüppel beim Hunde. Dieser feige und gänzlich inhaltlose Mensch, der keine Spur von Jugendlichkeit verriet, sagte stets: man solle doch nicht immer an sich denken, sondern sich allemal die Frage vorlegen: schadest du auch dem Ganzen damit nicht? Man solle doch immer objektiv sein: dieser Weichling ohne Saft und Kraft dachte im Grunde gar sehr an sich und nur an sich. Denn eines Tages würde er Schulamtskandidat werden und dann wollte er in seinem Bewerbungsschreiben unter „Lebenslauf“ dick unterstrichen sagen können, daß er jahrelang beim Wandervogel „tätig gewesen“ sei; dann würde er sicher bald drankommen und eine gute Stellung kriegen. Voraussetzung nur, daß nichts passierte, und dass der Wandervogel immer so lammfromm und feige, so jugendlos bliebe, wie er selbst. Als er später promovierte und es nie unterließ, seinen Dokortitel zu vermerken, bekam er von meinem Freunde Jansen den Spitznamen „Dr. Ernst Qualle“. Das traf genau, nur dass Quallen schön sind und nachts leuchten.

Solchen Leuten hatte der ehrenhafte Karl Fischer die Bachantenwürde verliehen und damit die Befugnis, neue Mitglieder aufzunehmen und sie in Treue zu verpflichten – auf seinen Namen. Er selbst ging auf einige Semester nach Halle, um dort sein Studium zu Ende zu führen, was aber so ausging, daß er es kaum gefördert hat.

Inzwischen schwoll die Bewegung an, und natürlich war es der bessere Teil der deutschen Jugend, der sich meldete. Aber die Treueverpflichtung ließ nach, ohne daß Fischer das merkte; denn die Berliner Demagogen taten alles, um sie so schnell wie möglich herunterzuleiern und den Namen und das Amt dessen, auf den sie gemünzt war, immer mehr zu vernebeln. Denn die Menge macht es. Fischer aber glaubte, die Bewegung nach Art der letzten Hohenstaufen beherrschen zu können, nach einem Statthalterssystem ohne Mitwirkung eines Bachantenrates, der auf ihn verpflichtet war. Daran aber sind die Hohenstaufen in Italien zugrunde gegangen. Und so ging es auch ihm. Sein Grundsatz blieb: der Wille des Großbachanten ist Gesetz. Das war der Grundsatz des absoluten Königtums.

Der Grundsatz der Demagogen aber lautete wie der aller Demokraten: alle Menschen sind im wesentlichen gleich. Also sind auch die Friese und Anklam im wesentlichen gleich Karl Fischer; die Ersetzbaren also gleich dem Unersetzbaren. Dieser naturwidrige Standpunkt ist ja heute in aller Munde und seine Gedankenlosigkeit beherrscht die Welt. Die wirkliche Ungleichheit der Menschen aber bezieht sich nicht auf bloße Varietäten – denn das bestreitet niemand – sondern sie ist eine von Rang und Art; sie wurzelt im Ethischen. Die Friese und Anklam sagten: wie kommt dieser Fischer eigentlich dazu, hier mit seinem Großbachantentum eine Art Tyrannis zu errichten, bloß, weil er der vorgebliche „Gründer“ des Wandervogels ist . . .? Hat es nicht zu gleicher Zeit in einer ganzen Anzahl deutscher Städte, in München, Hamburg,

Posen, Lüneburg, Breslau ähnliche Gruppen gegeben, wie damals in Steglitz, die genau so das Recht in Anspruch nehmen könnten, den Wandervogel „gegründet“ zu haben?

Das sei doch bloß Zufall, daß Fischer das Glück gehabt habe; und im Übrigen: was wäre der Wandervogel ohne sie, die Friese und Anklam et hoc genus omne, die Tag und Nacht für ihn arbeiteten . . . ?

Aber gerade so war es eben nicht; es war kein Zufall, sondern das ethische Privilegium, das Fischer besaß und niemand sonst; nur er war nicht ersetzbar. Ob es einen Friese und Anklam gegeben hat, das war gleichgültig, denn solche gibt es immer in unversiegbarer Menge. Wenn diese beiden etwa vor Robert Lück erschienen wären und wörtlich genau das selbe gesagt hätten, wie Fischer – ich meine das „ohne Mitwirkung der Lehrer“, – ich kann mir die Amtsmiene schon vorstellen, mit der jener Mann, mit seinem unbestechlichen Blick für den Wert eines Menschen, diese Leute abgewiesen hätte. Um solcher Naturen willen lohnte es sich nicht, das Gesetz zu brechen, auf das man ja schließlich den Eid geleistet hatte. Auf diesem ethischen Privilegium aber, das eben Fischer besaß und niemand sonst, beruht, von allen Verdiensten abgesehen, sein Alleinanspruch auf den Gründerruhm.

Daß es Karl Fischer nicht gelungen ist, die Verfassung des Wandervogels in die Form der konstitutionellen Monarchie zu gießen, das war sein Verhängnis. Das Werk scheiterte an der zunehmenden Härte und Sprödigkeit seines Charakters; er war unelastisch.

Der Wandervogel aber wuchs und wuchs und wuchs ihm über den Kopf. Die Elite der deutschen Jugend geriet in Bewegung, und diese nahm einen schnelleren Verlauf als sein politisches Denken. So kam es, daß diese Jugend schließlich auf die Seite der Demokratie zu stehen kam, ohne sich bewußt dorthin zu stellen, und ohne etwa ausgesprochen gegen ihn zu sein und für die Berliner Demagogen; an diesen war nichts, wofür eine Jugend sich begeistern könnte. Es war eine ungünstige Lage, denn es ist immer so gewesen, daß die ordinären und hemmungslosen Naturen, wenn es erst einmal zu parlamentähnlichen Gebilden gekommen ist, schnell das große Wort führen und damit die Macht in die Hände bekommen. Ist dieser Rubikon erst einmal überschritten, so gibt es kein Halten mehr.

Fischers persönlicher Anhang aber wurde der Qualität nach immer schlechter; er stieß durch sein immer barscher werdendes Wesen die Besten vor den Kopf; er duldete immer weniger Widerspruch, so daß schließlich sich nur noch monarchistische Schranzennaturen in seiner Umgebung aufhielten. Es kam zu einer Art Chouanerie. Mich selbst, der ich mein Leben lang niemals unsicher war, wenn es um Entscheidungen dieser Art ging, behandelte er



eines Tages so, daß ich den persönlichen Verkehr mit ihm abbrechen mußte. So verdarb er sich seine zuverlässigsten Freunde. Wir haben uns, ehe er nach China ging, nur noch einmal die Hand gereicht, das war am offenen Grabe seines Vaters. Er stand dort in der Uniform des deutschen Seebataillons. Drei Jahrzehnte später stand ich zwei Meter weiter rechts neben dem seinen.

Aber da war noch etwas geschehen, was meine moralische Urteilskraft auf tiefste in Bewegung setzte und empörte. Fischer hatte zusammen mit einem älteren Bruder Wolf Meyens, einem im übrigen bedeutungslosen Journalisten kleinsten Kalibers, die erste Zeitschrift des Wandervogels begründet. Das war damals ein großes Unternehmen und wurde von uns Jüngeren mit Spannung erwartet. Die Finanzierung nun hatte er selbst aus seinen eignen kümmerlichen Mitteln, seinem Taschengeld und Honorar für Privatstunden übernommen. Die letzte Phase nun jenes Kampfes zwischen ihm und den Berliner Demagogen verlief für Fischer recht kostspielig, (es kam zu einem Duell und einer Beleidigungsklage), so daß er in ernste finanzielle Bedrängnis geriet; er hatte Schulden beim Drucker und Papierlieferanten, und sein ehrenhafter Charakter, der keine Koofmichmanieren zuließ, nahm Schulden bitter ernst. Diese seine Schwäche, die doch aus einem Opfer für die Sache stammte, benutzten seine Feinde, um ihn zur Annahme folgender erpresserischen Abmachung zu zwingen: die künftige „Bundesleitung“ – in der die Friese und Anklam das große Wort führten – übernimmt die von Fischer und Meyen gegründete Zeitschrift und bezahlt deren Passiva unter der Bedingung, daß Fischer auf den Passus „Begründet von Karl Fischer und F. A. Meyen“, der am Kopfe jeder Nummer zu lesen war, verzichtet. Das heißt also: nicht nur seine Macht sollte für alle Zeit vernichtet werden (das war seine Schuld, denn was ließ er sie sich nehmen), sondern auch sein Name als Gründer. Fischer war genötigt, dieses Ansinnen anzunehmen.

Als ich von dieser Infamie hörte, beschloß ich, Karl Fischer zu rächen. Wie das geschehen sollte, wußte ich damals noch nicht, denn ich hatte keine Ahnung davon, daß ich einmal der Geschichtsschreiber des Wandervogels werden sollte. Vorweg möchte ich hier bemerken, um es später zu begründen und darzustellen, dass auf ein Haar - Anklam dieses Amt erfüllt hätte! Man kann sich denken, wie es bei dessen Vorstellung von „Objektivität“ um den Gründerruhm Karl Fischers bestellt gewesen wäre; aber es gelang mir, zur rechten Zeit dem Burschen das Handwerk zu legen. Denn dass der Ruhm eines Edelmannes, der sein Leben für sein Werk geopfert hat, durch die Malicen von ein paar hergelaufenen Nutznießern seines Werkes vernichtet werden sollte, das wollte ich auf keinen Fall dulden.

Dieser Racheakt ist mir, wie jedermann weiß, gelungen. Die Namen der Frie-se und Anklam sind verschollen, es sei denn, dass man sie aus meinem Werke kennt. Und niemand hat gewagt, etwas dagegen zu schreiben, ganz einfach deshalb nicht, weil ich die reine Wahrheit sagte in einleuchtender Form. Wer Karl Fischers Namen nennt, der kennt ihn nur aus meinem Werk. Sein äußeres Lebensschicksal aber verlief so, daß er in den ersten Weltkrieg hingeriet und nach heldenhafter Verteidigung von Tsingtau in japanische Kriegsgefangenschaft kam. Dort wurde er ehrenhaft behandelt und nach Friedensschluß entlassen, wie das im Gegensatz zu ihren westlichen Verbündeten Sitte und Brauch, des Samuraivolkes war. Denn der Sinn dafür, daß der unterlegne Feind Anspruch auf die Ehre des Kriegers hat, ist erst durch die westlichen Pyrrhussieger verloren gegangen.

Als er wieder in der Heimat erschien, machte er den Eindruck eines Menschen, der sich in seinem eignen Werke nicht mehr zurechtfindet; denn aus dem Wandervogel war inzwischen die Jugendbewegung geworden. Zahllose Bünde waren da, Wynekens Freie Schulgemeinde sprach ihr Wort, die Freideutsche Jugend war wie ein neuer Stand der Jugend emporgewachsen. Man kümmerte sich wenig um ihn, und er hatte die Zeit seines Lebens, in der der gewöhnliche Mann durch Studium die Grundlage für seine Existenz schafft, vertan. Es hat Leute gegeben, die ihn als gestrandetes Bruchgut der bürgerlichen Gesellschaft ansahen. Er kam in wirtschaftliche Not, die bis zu seinem Tode nur kümmerlich gebändigt worden ist. Nur einmal erlebte er noch seinen Ruhmestag. Das war, als das Steglitzer Gymnasium sein 50-jähriges Bestehen feierte. Fischer war als ein Unbekannter erschienen; aber da wurde es ruchbar, daß er unter ihnen war, und der Festleiter meldete sich, an sein Glas klingend, zum Wort und sagte: er habe gehört, daß sich unter den Festgenossen auch Karl Fischer, der Gründer des Wandervogels befände. Wenn das wahr sei, so möge er sich erheben und sich den alten Freunden zeigen. Da erhob sich, nur halb und zögernd ein ergrauter Mann im Spitzbart, und kaum stand er da, so wurde er schon an den Knien gepackt und auf die Schultern der Schüler gehoben. Brausender Jubel erhob sich „Heil Karl Fischer! . . . Heil Wandervogel!“ – und Fischer dankte etwas gehemmt und ohne Worte. Es war der Tag, an dem er sich seinen Ruhm besiegeln ließ von dem Gymnasium, das ihn erzogen und von der ewigen Jugend, der er das Beste geschenkt hatte, was je eine Jugend erhielt.

Es war ein kalter März morgen, als wir beide zusammen allein nach Hause fuhren; er hatte weder Mantel noch Hut und ich nahm ihn in meinem Wagen mit. Wir sprachen noch über dies und das, und vor allem mahnte ich ihn, er solle doch nun endlich einmal zu mir kommen zu einer Flasche Wein, wir hätten uns doch so mancherlei zu erzählen. „Jaja“, meinte er, „ich komme bestimmt einmal zu dir nach Hermsdorf.“ Aber er hat nicht Wort gehalten. Ich hatte ihn schon vor einem Jahrzehnt einmal durch Zufall getroffen mitten in

einer Knabenschar, mit der er einen Ausflug machte; da war das selbe Versprechen gefallen, aber nicht gehalten worden. Seine Beziehung zu mir war entschieden gehemmt. Für einen Charakter, wie er es war, ist es unerträglich, Wohltaten anzunehmen, und ich hatte ihm die größte erwiesen, die er überhaupt nur erwarten konnte. Über die tiefste Erniedrigung seines Lebens, damals als die Friese und Anklam ihn seines Ruhmes berauben wollten, und jenem Tage, da man ihn auf die Schultern hob, war über ein Vierteljahrhundert vergangen, ohne daß sich etwas abgeschwächt hätte, und so etwas wiegt. Dankbarkeit unter Männern von Rang und Art ist schwer.

Das war das letzte Mal, daß ich Karl Fischer sah, aber ich hörte noch öfter von ihm. Einmal erhielt ich von einem mir unbekanntem jungen Mann aus der Jugendbewegung einen Brief folgenden Inhaltes: „Lieber Hans Blüher! Karl Fischer, Gründer des Wandervogels, bohnt bei einem reichgewordenen Kriegsgewinnler das Parkett in dessen Villa! Was gedenken Sie zu tun?“ Ich schrieb sofort an Karl Fischer und fragte an, ob es ihm recht wäre, wenn ich unter Benutzung meiner Freundschaften sowohl bei der westdeutschen Industrie, als auch beim märkischen Adel ihm eine seiner Person würdige Beschäftigung verschaffen würde? Das wäre mir in der Tat damals nicht schwer gefallen. Ich bekam keine Antwort. Hatte er meinen Brief nicht erhalten?

Nach Jahren erfolgte ein ähnlicher Anruf. Ein junger Student der Rechte kam zu mir und erzählte: Karl Fischer stehe barfuß im Sande des Strandbades Wannsee zusammen mit einem Knaben und verkaufe Zeitungen. Ich erzählte dem jungen Manne mein Erlebnis von früher und bat ihn, sofort zu Fischer hinzugehen und ihn zu fragen, ob er meinen Brief damals erhalten habe. Wenige Tage danach kam er zurück und erzählte: ja, Fischer habe den Brief erhalten. „Na, und was hat er denn dazu gesagt?“ „Er hat gesagt: ich kann mir doch von Blüher nichts schenken lassen.“

Das war es also, dieser maßlose und berechtigte Stolz. Am Wannsee stehen und für 10 Pfennig eine Zeitung verkaufen, ja, das ging, das war in Ordnung: Leistung gegen Leistung – hier war nichts dran. Aber, sich etwas „schenken“ lassen, ohne Gegenleistung, – außer dieser verfluchten Dankbarkeit! – das ging nicht!

Eines Tages, es war im Juni 1941, rief der Raabe-Verleger Dr. Erich Jancke, mit dem mich eine oberflächliche und von mir nicht betonte Bekanntschaft verband, bei mir an und teilte mir mit: Karl Fischer sei gestorben. Wie denn das gekommen sei mit 61 Jahren? Ja, seine alte Mutter, bei der er noch immer wohnte, sei plötzlich gestorben, und das habe er wohl nicht verwinden können; ein Schlaganfall habe ihn zunächst gelähmt, ein zweiter ihn dann hinweggerafft, – so wenigstens denke er sich das.

Die einzige Frau also war gestorben, die er hat lieben können, und, soweit man überhaupt ergründen kann, weshalb ein Mensch frühzeitig stirbt, der sonst nie krank gewesen ist, schien mir diese Deutung keine abwegige zu sein.

Sein Leichenbegängnis an einem glutheißen Junitage des Jahres 1941 war immerhin aufsehenerregend und wäre seiner würdig gewesen, wenn nicht ein Vertreter des damaligen Staates ihn in der frechsten Weise als Vorläufer des „wahren Führers“ besudelt hätte. Ein evangelischer Geistlicher versuchte immerhin das Beste zu tun, was bei solchen Gelegenheiten für den bürgerlich-christliche Glauben herauszuholen ist. Dann sank Karl Fischers Sarg neben dem Grabe seines Vaters in die Tiefe.

Überhaupt muß man sagen, daß Karl Fischer mit den Huldigungen, die er nach seinem Tode erfahren hat, wenig Glück gehabt hat. Im Jahre 1951 jährte sich das 50-jährige Datum der Gründung des Wandervogels, und wenn so etwas in das Kalendergehirn notorischer Festtagsredner kommt, dann ist kein Halten mehr.

Es gibt Leute, die kein Datum der Vergangenheit ungeschoren vorübergehen lassen, wenn es sich nach der dekadischen Zahlenordnung wieder einmal „jährt“. Wer vom Wesen einer Sache nichts versteht, der kann sich beim Publikum doch immer die Gloriole wahrer Erleuchtung aufsetzen, wenn er davon redet, wann sie passiert ist. So war von heimatkundlicher Seite dieses Datum – mir unbekannt – wohl aus den Akten ersehen worden. Es hat natürlich keinerlei Bedeutung, aber die Honoratioren der kleinen Berliner Vorstadt, deren Idyll im Andrang der Peek und Kloppenburg, der Kempinski und Salamander längst untergegangen ist, legten ihm offenbar große Wichtigkeit bei. Denn zu der hier arrangierten Festivität erschien mehrheitbildend vor allem die unvermeidliche kompakte Masse derer, die irgendwie etwas mit Wandervogel und der Jugendbewegung zu tun zu haben glaubte. Statt von Jugendbewegung redet man heute zeitgemäß nur noch von deren sterilisierter Form, der Jugend-Organisation“.

Diese kompakte Masse ist bei solchen Gelegenheiten immer auf dem Posten, und auf sie können sich die eingefleischten Veranstalter solcher Festlichkeiten – die um eine Zahl kreisen – immer verlassen. Aber es erschien auch, teils von weit her aus dem dunklen Osten kommend, die Elite, in der Meinung, mich dort zu finden. Nachdem man die Irrtümlichkeit dieser Vermutung festgestellt und vor allem ihren Grund eingesehen hatte, besuchte man mich oder man schrieb. Und so erfuhr ich, wie es dort hergegangen war. Aber auch Zeitungsberichte und die Lärmgeräte des öffentlichen Rundfunkes belehrten mich. Ubereinstimmend – aus so rangverschiedenen Quellen – konnte ich feststellen, daß das dort entworfene Bild vom Wandervogel, von Karl Fischer und der Jugendbewegung eine Totalfälschung ihres wahren Charakters war.

Meine Kenntnis der agierenden Funktionäre des Kleinbürgertums hatte ohnehin keine andere Erwartung aufkommen lassen. Soweit solche Seelen einer dahinsiechenden Schicht überhaupt zu echter Leidenschaft fähig sind, kann man sagen: die ganze vorhandene Festesinbrunst wurde dazu verwendet, den revolutionären Charakter des Wandervogels und der Jugendbewegung zu leugnen, und diese herrliche Tat Karl Fischers auf das Niveau einer kommunalen Wohlfahrtseinrichtung zum Zwecke billiger Schülerfahrten herabzusetzen. Nach dieser Version hat der Wandervogel niemals auf den Rasen getreten. Keine Rede also von Aufstand der Jugend gegen die Väterkultur, keine Rede von revolutionärer Gründung eines Standes der Jugend aus eigener Machtvollkommenheit, keine Rede von den Herrlichkeiten selbsterworbener Rechte, die jahrzehntelang eine Jugend glücklich und stolz gemacht haben. Habe ich doch Männer meines Alters erlebt, die Tränen in die Augen bekamen, weil sie das versäumt hatten! - Besonders fatal wirkte – auf die Elite wohl gemerkt – die Aufdringlichkeit der Oberlehrergilde, die so tat, als ob sie Verdienste hätte. Dabei war doch alles gegen sie geschehen! Ja, wenn sie wenigstens den Vorzug, den sie hatten, den Vorzug nämlich, humanistisch Gebildete zu sein, in die Waagschale geworfen hätten, wenn hier vom Grabe Karl Fischers her Töne erklingen wären im Stile der perikleischen Leichenrede auf die Gefallenen! Aber nichts davon. Im elendesten Zeitungsdeutsch, das keinen Hund hinter dem Ofen verlocken könnte, priesen sie die Taten eines ihnen Unverständlichen, der sich nicht wehren konnte.

Denn in der Tat: hier an dieser Grabesfeier hatte der Geist der Friese und Anklam gesiegt; es waren die ausgesprochenen Charakterfeinde Karl Fischers, die das große Wort führten. „Die Menge machts!“ und „was werden die Behörden dazu sagen?“, das waren die heroischen Leitmotive jener fatalen Festgenossen. Ich nun, der ich Karl Fischer sehr genau aus persönlichem Erleben kannte, weiß, daß er sich diese Huldigung verbeten hätte.

Als ich – durch eine Drucksache, die man mir zusandte – erfuhr, daß diese Unbefugten eine „Kranzniederlegung am Grabe Karl Fischers“ planten, gegen die der Tote sich nicht wehren konnte, ging mir die Galle ins Blut. Ich befahl meinem Sohn, anzuspannen und legte aus eigener Machtvollkommenheit einen großen Kranz aus weißen Chrysanthemen am Grabe des Verhöhnerten nieder, ehe die Andern kamen, mit der Widmung: „Karl Fischer in memoriam Hans Blüher.“ Hierüber brauchte er sich nicht im Grabe umzudrehen.

Karl Fischer hatte der deutschen Jugend ein ungeheures Geschenk hinterlassen, von dem sie jahrzehntelang zehren konnte und das Hunderttausende glücklich gemacht hat. Er lehrte sie die Rückverbindung mit der Natur und - darauf kam es an – er stellte sie her.

Die bürgerliche Art zu reisen war ja nur Naturbesichtigung. Man nahm, wenn man zur Ferienzeit in die bekannten Orte der See oder des Gebirges zog, soviel wie möglich von dem gewohnten Hausrat in Koffern mit, und was nicht mitgeschleppt werden konnte, ersetzte das Hotel. Dadurch kam es nie zu einer vollen Trennung, und die Natur konnte ihr eignes Wort nicht sprechen. Das aber vernimmt nur, wer nachts allein im Walde schläft. Fischer ließ nur den Rucksack übrig und verpönte das Hotel als standeswidrig. So wurde aus der Besichtigung ein Ergreifen, und zwar war es die Natur, die den ersten Griff tat, nicht der Tourist; und erst dadurch wurde dieser zum Wanderer. Wer so die Brücken zur bürgerlichen Bequemlichkeit abgebrochen hat und nur der Natur selber ausgeliefert ist, dem zeigen sich deren Kräfte erlebnishaft und wandeln ihn um. Zu den Naturkräften aber in diesem ganz realen Sinne gehören die Schönheit und das Erhabne; sie machen den Wanderer zum Entdecker. Und in der Tat: der Wandervogel hat Landschaften entdeckt, die vorher unbekannt waren, und die zu besuchen niemandem einfiel, „weil da doch nichts los sei“. Viele deutsche Landschaften, die heute gang und gäbe sind, wurden von uns entdeckt; die Lüneburger Heide, die Mark Brandenburg, die Rhön, die Harzt, die Posener Gegend, das Nuthetal und andere mehr. „Entdecken“ heißt hier nicht: irgend etwas finden und dann staunen, daß es das gibt, sondern: die Götter einer Landschaft mit der Seele erobern. Davon aber waren wir voll. Und nun frage ich: welche Jugend ist mehr wert: die, welche sich jede Sommerferien von ihren Familien ins Riesengebirge, in den Harz oder an die See bringen läßt, oder – wir . . . ?

Die zweite Tat Karl Fischers war eine soziologische; sie gehörte dazu. Er hat die Jugend aus der Hand zweier Gebilde gerissen, die ihrer Entwicklung schädlich waren: der Familie und der Schule. Beide sind nicht Empfänger des Naturerlebnisses. Weder der Ferienfamilienklüngel ist es, noch der Schulausflug einer Altersklasse mit der onkelnden Oberlehrer-Liebe zur Jugend. Worauf sich Fischer stützte, war der Männerbund und die männliche Gesellschaft. Nur in dieses soziologische Gebilde schlägt die Natur (vom Individuellen freilich abgesehen) ein. Das im Schulsystem dominierende Prinzip der Altersklassen ist natürlicherweise durch die verschiedenen Stufen der jährlichen Pensan entstanden; es wirkt aber zugleich als Bremse gegen den mann männlichen Eros. Wer freilich, wie das in den zerfallenden Schichten des Bürgertums üblich ist, beim Erklingen des Wortes „Eros“ sofort an die gröberen Handgreiflichkeiten denkt, die von ihm gedeckt zu sein scheinen, der zeigt damit nur, wes Geistes Kind er selber ist, und mit diesen habe ich nichts zu schaffen. Man muß hier nur wissen, daß das Prinzip der männlichen Gesellschaft, in welchem der Eros Macht hat, die Sperre, die vom Altersklassensystem gelegt wird, wieder aufhebt.

Und nun folgt Karl Fischers dritter Griff, der wahre Bewunderung verdient. Es lag nahe, sich an das Naturmenschentum zu verlieren und damit schnell und

sicher im Abstrusen zu versinken. Er aber band seine Bewegung, die in so glückhafter Weise zum Namen Wandervogel gekommen war, an die mittelalterliche Gestalt des Fahrenden Schülers, also an eine historische Figur. Damit war ein Stil und fast eine Kultur gegeben.

„Bin ein fahrender Schüler, ein wüster Gesell, wer schützt mich vor Wetter und Graus?“

Auf der Gertraudenbrücke in Berlin nahe der Petrikirche stand ein Denkmal der heiligen Gertraudt, der Schutzpatronin der Fahrenden Schüler. Sie, die segnende, wird vom Sockel her begrüßt von einer deutschen Ehebegestalt, eben dem Fahrenden Schüler. Das war das Urbild. Denn kaum war das Thema angeschlagen, kaum hörte man:

„Der Sang ist verschollen, der Wein ist verrauscht. Stumm irr ich und träumend daher . . .“

da erstanden schon hunderte und aber hunderte Eheben in Fleisch und Blut, Abkömmlinge des bronzenen Urbildes, und auf beide warf sich das Liebesleben der aufkommenden Jugendbewegung nach dem Gesetz der männlichen Gesellschaft. Auf einmal waren die Schranken des Altersklassensystemes durchbrochen, von der Familie gar nicht zu reden. Nur die männliche Gesellschaft und ihre Erotik war wirksam.

Wäre das nicht so geschehen, dann wäre die Jugendbewegung allerdings ein bloßer Zweckverband zur Förderung billigen Wanderns geworden, also eben keine Bewegung, sondern ein Organisation. So aber ist es nicht gewesen. Sie war Leidenschaft, und das gibt es, solange die Welt steht, niemals ohne Eros. Der Fahrende Schüler aber in Bronze oder Fleisch war der Träger dieses in Schönheit schaffenden Eros, der stets am Werke war und niemals ausgesetzt hat.

Wenn ich gesagt habe: Karl Fischer unterlag diesem Gesetz der männlichen Gesellschaft und war ein ausgesprochener Vertreter dieser frauenfremden Männerart, so bitte ich, alle Vorstellungen, die von medizinischer Seite über diese Frage verbreitet worden sind, als gänzlich irregehend beiseite zu lassen. Auf dieses Thema, das in anderen Kapiteln meiner Selbstbiographie seine Darstellung findet, hier einzugehen, würde zu weit führen. Es hat in der zweibändigen „Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft“ seine wissenschaftliche Erledigung gefunden, die man als eine endgültige bezeichnen kann. Jedenfalls denkt die Elite der Gebildeten so. Nachdem einer der größten und ruhmreichsten deutschen Verleger, Eugen Diederichs, sich entschlossen hatte – und zwar sehr kurz – dieses Werk zu verlegen, wollte der Kampf darum nicht aufhören, bis es von Hitler verboten wurde. Ich habe sowohl unter den Mißverständnissen enthusiastischer Anhänger zu leiden gehabt, wie unter den Beschimpfungen der Gegner, die nicht müde wurden, mir die

unlautersten Motive unterzuschieben. In solcher Lage bedeutet es immer eine Stärkung des eignen Gefühls, wenn man es erlebt, dass man die Blüte der Nation auf seiner Seite hat.

So schrieb mir Rainer Maria Rilke über die „Rolle der Erotik“: „ . . . es erfüllt mich mit einer kaum einschränkbareren Zuversicht, dass soviel Uneingeständenes und Überschwertes überhaupt schon in so ausgebildetem und endgültigem Ausdruck mitteilbar war. Gewisse Formulierungen besonders im zweiten Bande Ihres Hauptwerkes sind für mich ein Gegenstand überraschtester und freudigster Bewunderung.“ Theodor Däubler schenkte mir auf dieses Werk hin seine Freundschaft fürs ganze Leben, und auch der damals noch unbekanntere Gottfried Benn widmete mir eine kleine Schrift „als Zeichen meiner schrankenlosen Verehrung“. Es ist kein Zufall, daß es alles Dichter sind; es zeigt nämlich, in welchem trostlosen und unlebendigen Zustand sich die Wissenschaft, in diesem Falle die Psychiatrie befindet, die wieder einmal ein Wort erfüllt, das Friedrich Nietzsche über sie gefällt hat, daß sie nämlich eine „feine Nothwehr gegen die – Wahrheit“ sei.





## I M P R E S S U M

rot-graue blätter  
Heft Nr. 004  
Ausgabe im Juli 2004  
Ausgabe nur als PDF für das Internet

## S C H R I F T L E I T U N G   U N D   B E Z U G

Quelle: Hans Blüher, Karl Fischers Tat und Untergang, 1952. Adressen für Zuschriften an die Schriftleitung: Stephan Sommer, Kanalstraße 12, 85049 Ingolstadt; E-Mail: [schriftleitung@gmx.de](mailto:schriftleitung@gmx.de), [www.schriftleitung.org](http://www.schriftleitung.org).

## H E R S T E L L U N G

Schriften gesetzt in 7-Punkt Futura Book (Impressum) sowie 12.0/15.0-Punkt Futura Book. Überschriften und Pagina gesetzt in 56-Punkt, Futura light. Nicht berücksichtigt: Titelblatt. Heftumfang 23 Seiten inkl. Schmutztitel und zwei Seiten Umschlag.

## U R H E B E R R E C H T

Die Urheberrechte liegen bei den Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist grundsätzlich nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Urhebers zulässig. Diesbezügliche Anfragen sind an die Schriftleitung zu richten, die gern vermittelt. Ein Anspruch auf Erteilung einer Abdruckgenehmigung, auch Auszugsweise, besteht nicht. Ob Verstöße gegen das Urheberrecht gerichtlich verfolgt werden sollen, liegt im Ermessen der Urheber.

Das vorliegende Heft ist kein Druckerzeugnis im Sinne des Pressegesetzes.  
Es wurde als Typoskript für den internen Gebrauch hergestellt.



Wenn du die Mythen und Worte  
Entleert hast, sollst du gehn,  
Eine neue Götterkohorte  
Wirst du nicht mehr sehn,  
Nicht ihre Euphratthrone,  
Nicht ihre Schrift und Wand –  
Gieße, Myrmidone,  
Den dunklen Wein ins Land.

Gottfried Benn